Sachdokumentation:

Signatur: DS 5420

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/5420

Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.

Newsletter vom 2. November 2025

Inhalt

Spannendes aus der Bildungswelt....2
30. Oktober 2025, Marianne Wüthrich....2
Berufslehre als Königsweg....3
«Wenn alles schneller wird, sollte die Schule langsamer werden»....5
Das Magazin, 24. Oktober 2025, Bildungsforscher im Interview, Barbara Achermann....5
Merci, meine lieben Schweizer Lehrerinnen und Lehrer!....7
Das Magazin, 17. Oktober 2025, Meinung, Kaltërini Latifi....7
Im Alltag überfordert....8
NZZ, 24. Oktober 2025, Schweiz, Sebastian Briellmann....8
Jedes dritte Kind kann nicht richtig Deutsch!....10
Blick, 27. Oktober 2025, Lucien Fluri....10
Die Mikroprozesse des Lernens sind anspruchsvoll....11
GBW, Gesellschaft für Bildung und Wissen e.V., 28. Oktober 2025, Carl Bossard....11
Sprache ist mehr als nur Kommunizieren....14
NZZ, 24. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Eliane Perret....14
«Sprache ist mehr als nur Kommunizieren»....16
NZZ, 31. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Leserbriefe....16
Fremdsprachen in der Primarschule....16
NZZ, 17. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Leserbriefe....16
Unsere Knaben an unseren Schulen....17
NZZ, 20. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief....17
«The Apprentice» – live in Salt Lake City....18
NZZ, 20. Oktober 2025, Wirtschaft, Chanchal Biswas....18
Veranstaltungshinweis....21
Adipositas-Epidemie bei Kindern – unvermeidlich oder verhinderbar?....21
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mi. 12. November 2025, 18:30....21

Spannendes aus der Bildungswelt

30. Oktober 2025, Marianne Wüthrich

Was für eine faszinierende Textsammlung! Da wird man richtig gluschtig aufs Lesen. Besonders erfreulich: Alle Autoren landen mit ihren Überlegungen beim Grundsätzlichen, nämlich dass die Beziehung zum Erwachsenen, den Eltern und Lehrern, der wichtigste Faktor dafür ist, damit Kinder und Jugendliche mit Freude und Erfolg lernen können. Das weltweit positive Echo auf John Hatties Forschungen zeigt, dass sehr viele Lehrkräfte sich in ihren eigenen Erfahrungen bestätigt fühlen.

Wie lernen Kinder am besten?

Privilegiert sind nicht nur Kinder aus bildungsfördernden Familien, schreibt Roland Reichenbach, der selbst nicht aus einer Akademikerfamilie kommt, sondern auch Kinder, die von ihrer Lehrerin unterstützt werden – angeleitet, gefordert, zum Üben und Nichtaufgeben angespornt. Lernen macht eben nicht nur Spass, und Denken lernt man nicht mit selbstorganisiertem Klicken vor dem Bildschirm. Bei Reichenbach waren es der Klavier- und der Gitarrelehrer, die ihn für das Lernen und Üben begeistern konnten. Vieles andere mehr finden Sie im reichhaltigen Interview mit dem erfahrenen Pädagogikprofessor. Ein illustratives Beispiel zur Bedeutung der Lehrerinnen für ihr eigenes Leben erzählt uns Kaltërini Latifi in ihrem kurzen, aber berührenden Artikel.

Nichts Neues sind leider die Meldungen, dass erschreckend viele Menschen im erwerbsfähigen Alter einfache Sprach- und Rechenaufgaben nicht lösen können. Dass bei vielen Kindern ungenügende Sprachkenntnisse bereits vor dem Kindergarten manifest werden, ist auch bekannt.

Hier sind unterschiedliche Lösungsansätze gefragt. Bei Erwachsenen mit mangelhaften Sprach- und Mathematikkenntnissen stellt sich die Frage, warum sie in elf Jahren Kindergarten und Volksschule keine gefestigten Grundlagen erwerben konnten. Diese Problematik haben wir hier schon öfter thematisiert. Mit einer fremden Muttersprache allein ist sie jedenfalls nicht zu erklären. Viele Fremdsprachige bewältigen die Schule und die Lehre oder ein Studium erfolgreich, wenn sie bei ihren Lehrern eine gute schulische Basis erhalten haben. Carl Bossard legt einmal mehr differenziert dar, wie Lernen «geht» und weist darauf hin, dass unsere Schulen an erster Stelle gut ausgebildete Lehrerinnen und Heilpädagogen benötigen. Diese brauchen «ein waches Bewusstsein» für die feinen Abläufe der Lernprozesse und müssen die unabdingbare Ruhe und Konzentration in ihrem Klassenzimmer schaffen, ohne die gedeihliches Lernen kaum möglich ist.

Wenn diese Voraussetzungen gegeben sind, muss es die Aufgabe des Lehrers sein, mit seiner Klasse den Unterrichtsstoff in einem strukturierten Aufbau zu erarbeiten – am besten mit einem vernünftigen Lehrplan als Hilfsmittel. Dann ist nicht einzusehen, warum nicht mindestens 95 Prozent der Schulabgänger gute Kenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen in ihr Leben mitnehmen, aber auch motorische und kreative Fertigkeiten sowie die Fähigkeit, sich mit den Fragen des Alltags und der Welt gedanklich auseinanderzusetzen.

Wie lernen Kinder sprechen?

Was die kleinen Kinder betrifft, bietet uns die Heilpädagogin Eliane Perret einen faszinierenden Einblick in den Erwerb der Erstsprache. Sie hält fest, dass es «der zwischenmenschliche Bezug ist, der den Spracherwerb möglich macht – was niemals durch Medien ersetzt werden kann.» Erstaun-

lich, in wie kurzer Zeit Kinder in den ersten Lebensjahren die Struktur ihrer Muttersprache und einen ansehnlichen Wortschatz lernen – wenn mit ihnen regelmässig gesprochen wird und sie sich gefühlsmässig an ihre Mutter oder andere Menschen gebunden fühlen. Das erinnert mich an ein Plakat mit dem Bild einer Mutter, die ihren Kinderwagen schiebt und dabei ganz in ihr Handy versunken ist, und dem Text: «Heute schon mit Ihrem Kind gesprochen?»

Die Frage, wann Kinder in der Schule Fremdsprachen lernen sollen, darf nicht aus der Sicht ehrgeiziger PH-Dozenten und wohlmeinender, aber sich irrender Bildungspolitiker gelöst werden, sondern einzig vom psychologisch-pädagogischen Standpunkt aus. Die Erstsprache muss «im Bildungsprozess von Kindern eine hervorragende Bedeutung haben», schreibt die Autorin. Daraus ergibt sich, dass die richtige Zeit für Fremdsprachen für die meisten Kinder erst etwas später kommt.

Berufslehre als Königsweg

Nun komme ich aber zu meinem eigentlichen Wunschthema: dem unschätzbaren Wert des dualen Bildungssystems für unsere Jugend und für das ganze gesellschaftliche Zusammenleben in unserem Land. Eine ausführliche Reportage über die Berufslehre bei Stadler Rail in den USA von NZZ-Redaktor Chanchal Biswas führt uns vor Augen, was wir an der Schweizer Berufslehre haben und dass sie sich auch nicht einfach exportieren lässt. Hier einige zentrale Punkte.

Keine Fachkräfte, keine Schrauben

Als Stadler Rail vor zehn Jahren in Salt Lake City mit dem Bau von Eisenbahnen für einen Grossauftrag starten wollte, stellten die Schweizer fest, dass in ganz Utah noch nie jemand einen Zug gebaut hatte. Es gab keine Fachkräfte, und die Schrauben und Werkzeuge mussten aus Europa beschafft werden. Also taten die Schweizer Berufsleute in der Geschäftsleitung das, was in der Schweiz fast jedes Unternehmen tut: Sie begannen, Lehrlinge auszubilden. Heute arbeiten dort 650 kompetente Mitarbeiter.

USA: Jobben oder Studieren

In den USA geht man laut dem Autor nach der Highschool wenn immer möglich an die Uni. Wer das nicht schafft und vor allem, wer das Geld für ein Studium nicht aufbringen kann, geht jobben – falls er einen Job findet. Berufliche Ausbildung gibt es in der Regel keine. Gelernt haben die meisten jungen Leute, bevor sie als Lehrlinge zu Stadler kamen, nur das, was sie für ihre Arbeit gerade können mussten. Die Kombination von praktischer Arbeit / Ausbildung und theoretischer Ausbildung war für die Lehrlinge und ihre Familien neu. Besonders attraktiv ist die Tatsache, dass man dafür nicht bezahlen muss wie für das Uni-Studium und nachher auf einem Schuldenberg sitzt, sondern dass man eine unentgeltliche Schulbildung erhält und erst noch einen Lohn bekommt.

Schweiz: Gesellschaftsvertrag auf der Basis des genossenschaftlichen Prinzips

Das Schweizer Berufsbildungssystem ist historisch gewachsen. Die Berufslehre hat sich vor allem in den Zünften der Deutschschweizer Städte entwickelt, wo eine hohe Qualität der Produkte und die Ausbildung des Nachwuchses Hand in Hand gingen. Deshalb ist in der Deutschschweiz auch heute die Berufslehre mehr verbreitet als in der Romandie oder im Tessin. Es gibt Leute, die drängen, die Maturitätsquoten sollten gesteigert werden. Nun, ich selbst habe die Matura gemacht und will gewiss niemanden von diesem Weg abhalten. Aber wir können es nicht genug hochschätzen, dass

zwei Drittel der Jugendlichen eine Berufslehre absolvieren. Wer drei oder vier Jahre lang im Betrieb und in der Berufsschule die Ärmel hochkrempelt und durchhält, hat oft bessere Chancen für seinen weiteren Lebensweg (nicht nur in beruflicher Hinsicht) als mancher Gymischüler, falls dieser dazu neigt, sich bequem durchzuschlängeln. Im Lehrbetrieb geht das in der Regel nicht, weil man da auf den faktischen Einspruch der realen Anforderungen und auf Ausbildner stösst, die dagegenhalten. Gerade in heutigen Zeiten ist dies für den Zusammenhalt der ganzen Gesellschaft von grosser Bedeutung. Ein weiterer wichtiger Vorteil des dualen Berufsbildungssystems ist die rekordtiefe Jugendarbeitslosigkeit in der Schweiz.

Neben dem Willen der Jugendlichen, eine Lehre zu machen, ist der zweite unerlässliche Faktor die Bereitschaft der allermeisten KMU, aber auch der Grossbetriebe (soweit ihre Chefetage mehrheitlich aus Schweizern besteht), Lehrlinge auszubilden. Das funktioniert nur deshalb, weil das Gros der Unternehmer nicht nur gute Leute für den eigenen Betrieb ausbilden will – das natürlich auch – sondern sich ausserdem mitverantwortlich fühlt für die Ausbildung der jungen Generation als Basis von Wirtschaft, gesellschaftlicher Solidarität und demokratischer Teilhabe. Ein drittes Markenzeichen der modernen Schweizer Berufsbildung ist die Durchlässigkeit, die es motivierten jungen Leuten ermöglicht, nach der Lehre zum Beispiel ein Studium anzuschliessen. NZZ-Wirtschaftsredaktor Chancal Biswas: Das duale Bildungssystem mit Berufslehre und Hochschule ist «fest in der Gesellschaft und im Selbstbewusstsein des Landes verankert. Es schliesst niemanden aus, ist durchlässig, und bringt – Lehre sei Dank – Fachkräfte hervor, die auch wirklich etwas können. Es ist ein Erfolgsmodell…»

Warum in die Ausbildung seiner Mitarbeiter investieren, wenn sie dann abspringen?

Anders beschreibt die NZZ die Einstellung vieler Unternehmer in den USA. «Warum sollte ein Betrieb in die Ausbildung seiner Mitarbeiter investieren, wenn sie dann von einem Wettbewerber abgeworben werden? Warum sollte man als Angestellter länger bei Stadler bleiben, wenn einem doch überall sonst beigebracht wird, dass man alle zwei bis drei Jahre den Job wechseln soll, um den Lohn zu erhöhen?» Auch die Zuverlässigkeit und die Bereitschaft mancher Lehrlinge, Verantwortung für die Qualität der Produkte und für das positive Image ihres Lehrbetriebs zu übernehmen, musste zuerst gelegt werden. Die Schulausbildung am College muss bisher Stadler Rail organisieren und finanzieren. Immerhin ist es in Utah gelungen, das Interesse der zuständigen Behörden und Hochschulen zu gewinnen, und erfreulicherweise haben sich vier weitere Firmen der Lehrlingsausbildung angeschlossen.

Fazit: Wir tun gut daran, unser hervorragendes Berufsbildungssystem wertzuschätzen und zu pflegen. Dazu gehört selbstverständlich auch, dass wir wieder für eine Volksschule sorgen, wo die Kinder lernen zu lesen, zu rechnen, zu schreiben, einen Hammer richtig in die Hand zu nehmen und einiges mehr. Redaktor Biswas: «Wenn die Amerikaner einen Schweizer Zug bestellen, kaufen sie auch ein Versprechen. Es fallen Begriffe wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Qualität.» Und: In Schweizer Betrieben lernen die Mitarbeiter, dass die Verantwortung für die Qualität der Produkte «bei jeder und jedem Einzelnen liegt.»

Marianne Wüthrich

«Wenn alles schneller wird, sollte die Schule langsamer werden»

Das Magazin, 24. Oktober 2025, Bildungsforscher im Interview, Barbara Achermann

Roland Reichenbach spricht über den Wert des Auswendiglernens, die Ungerechtigkeit unseres Bildungssystems – und erklärt, wieso er einst im Traum einen Lehrer ermordet hat.

Herr Reichenbach, die Welt verändert sich gerade radikal. Sollte sich die Schule auch radikal verändern?
Im Gegenteil, wenn alles schneller wird, sollte die Schule langsamer werden. Lesen, schreiben und rechnen lernen benötigen Zeit und Übung. Ich jogge zum Beispiel nicht gern, und wenn es eine KI gäbe, die mir das abnehmen könnte, würde ich sie machen lassen. Aber das geht eben nicht. Üben ist mühsam. Das wird sich nie ändern.

Und doch fragt man sich als Eltern: Bereitet die Schule unsere Kinder genügend auf diese neue, hochtechnologische Arbeitswelt vor?
Man sollte das gelassen nehmen. Schon Hannah Arendt schrieb, dass Bildung ein konservatives Geschäft sei. Und zwar konservativ im Sinne von konservieren. Man sollte das, was sich bewährt hat, bewahren und weitergeben.

Der Volksschule wird vorgeworfen, sie sei zu träge. Tut man ihr Unrecht?
Ja. Und im Übrigen hat es das schon immer geheissen. Es gibt dieses Sleeper-Argument: Einer, der vor zweihundert Jahren eingeschlafen ist und jetzt aufwacht, irrt umher und kann sich nicht orientieren. Bis er endlich eine Schule findet. Die Schule kennt er, nichts hat sich verändert.

Ist das ein Witz, den man sich unter Erziehungswissenschaftlern erzählt?
Schön wärs. Der Psychologe und Lernforscher Robert Slavin wollte damit zeigen, wie wenig adaptiv die Schule ist. Aber das stimmt gar nicht, die Digitalisierung hat die Schule längst erreicht. Das Problem ist, dass das Neue einen prinzipiell guten Ruf hat. Von dieser Neomanie ist auch die Schule geprägt. Neu ist besser, während das Alte verpönt ist.

Was sollte die Schule tun?
Sie kann sich nicht von den digitalen Medien lösen, und es wäre auch dumm, das zu fordern. Aber sie kann sich von ihrer Dominanz lösen. Also von ihrer Selbstverständlichkeit und Aufdringlichkeit. Dass wir immer und überall vor diesen Bildschirmen sitzen, ist erbärmlich, da muss die Schule nicht auch noch mitmachen.

Was ist das Problem dabei?
Dass die digitalen Medien uns ablenken. Es sind nicht die Medien an sich, es ist die Zeit, die man verschwendet, ohne damit den Menschen zu stärken. Mit Lernen hat dieses schnelle Sich-ins-Bild-Setzen nichts zu tun. Es hat mit Üben nichts zu tun. Es hat nichts mit Verfeinerung des Denkens oder des Urteilens zu tun. Deshalb ist weniger Digitalität sicher mehr.

Mein sechzehnjähriger Sohn lernt fast immer am Bildschirm, im Unterricht und zu Hause. Für Geschichte schaut er fünf Filme, für die Franzwörtli hat er eine App. Wenn er Mathe nicht versteht, fragt er Chat-GPT. Ist das schlecht?

Alles, was dem Kind hilft, ist gut. Wenn es um die Suche nach Informationen geht, sind die digitalen Medien den analogen überlegen. Wenn es aber um das tiefergehende Verstehen geht, gewinnt das gedruckte Buch. Und der Stift ist dem Keyboard überlegen, wenn es um das Behalten von Informationen geht. Dazu gibt es Hinweise aus der Forschung.

Also kann ich mir die Franzwörtli besser merken, wenn ich sie auf eine Karteikarte schreibe, als wenn ich sie abtippe?
So ist es. Die digitalen Medien werden das Lernen nicht revolutionieren. Der Hype wird vorübergehen oder wie es in einem Gedicht von Brecht heisst:

«Selbst die Sintflut
Dauerte nicht ewig.
Einmal verrannen
Die schwarzen Gewässer.
Freilich, wie Wenige
Dauerten länger!»

Sie haben das Gedicht auswendig gelernt!
Ich bin ein Verfechter des Auswendiglernens. Sieben mal sieben ist neunundvierzig, das kann man doch nicht jedes Mal nachschauen. Im Englischen sagt man «learning by heart», im Französischen «apprendre par cœur», das gefällt mir. Das Auswendiglernen schafft Verknüpfungspunkte und Orientierungswissen. Es steht auch nicht, wie oft behauptet, im Gegensatz zur Kreativität. Man kann erst nach aussen gewandt sein, wenn man sich ein grosses Stück Kultur einverleibt hat.

Es gibt aber auch so noch vieles, was man in der Schule lernt und gleich wieder vergisst.
Stimmt, aber das ist doch nicht schlimm. Ein kluger Mann hat mal gesagt: «Bildung ist das, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat, was man in der Schule gelernt hat.» Dieser Satz ist nicht so dumm. Die Hoffnung ist, dass die Beschäftigung mit schulischen Lerngegenständen etwas bewirkt. Aber was genau sie bewirkt, wissen wir nicht.

Andrew Abbott, ein Soziologe von der University of Chicago, konnte zeigen, dass sich Menschen im Studium enorm verändern. Aber warum oder wodurch, kann die Wissenschaft nicht genau sagen. Vielleicht ist es das viele Nachdenken, vielleicht sind es die Sinnkrisen, die man hat, vielleicht die Beziehungen, die man an der Uni knüpft.

Ist es nicht auch entscheidend, was man lernt? Der Werber Jean-Remy von Matt beklagte sich unlängst in einem Interview, dass er in der Schule Latein und Griechisch lernen musste, aber kein Englisch. Wegen seiner schlechten Englischkenntnisse konnte die Agentur lange nicht expandieren.
Und komisch, dass er so erfolgreich geworden ist, obwohl er Latein und Griechen lernen musste! Entschuldigung, aber das ist Kurzschlussdenken. So einer kann doch auch selbst Englisch lernen. Diese Frage, wozu müssen wir das lernen …

… die stellen mir meine Kinder ständig. Wozu soll ich die Kommaregel lernen, dafür hat man doch das Rechtschreibprogramm.
Es ist eine gute Frage, aber es ist auch die Totschlagfrage par excellence. Denn die Antwort lautet –

ich wiederhole mich: Wir wissen es meistens nicht. Hans Blumenberg sagte, Bildung ist kein Arsenal, sondern ein Horizont.

Wenn die Schule keine gezielte Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt ist, was ist denn dann ihre Funktion?
Eine wichtige Aufgabe, die oft vergessen wird, ist die Aufbewahrung. Die Kinder müssen versorgt sein, damit die Eltern arbeiten können. Sie strukturiert die Zeit und den Tagesablauf. Kinder erfahren in der Schule, dass man der Welt vertrauen kann. Das geht aber nur, weil vieles in der Schule vorhersehbar ist. Daraus schöpften die Kinder und Jugendlichen Zuversicht.

Als Erstes ziehe ich die Finken an, dann packe ich den Thek aus?
Genau, all diese Dinge, die man belächeln kann, weil sie etwas bieder sind. Ich glaube, die Schule muss zu dieser Biederkeit stehen. Als ich am Lehrerseminar war, hatten wir ein Büchlein, dort drin hiess es, der Lehrer soll neben der Tür stehen und jedem Kind die Hand geben, wenn es ins Zimmer kommt und nochmal, wenn es nach Hause geht. Damals fand ich das fürchterlich, jetzt finde ich das gut.

Mehr...

Merci, meine lieben Schweizer Lehrerinnen und Lehrer!

Das Magazin, 17. Oktober 2025, Meinung, Kaltërini Latifi

Unsere Autorin möchte sich bei jenen Menschen bedanken, die sie in der neuen und zunächst fremden Heimat gefördert und geprägt haben.

Im Laufe der Schul- und Ausbildungszeit trifft man auf Lehrer und Lehrerinnen, die einen auf eine besondere Weise prägen, dass man sich im Nachhinein wundert, was wohl aus einem geworden wäre, hätte es diese Begegnungen nicht gegeben.

Zuerst war da meine Grundschullehrerin in Adelboden, Frau Grunder. Ich war in der Schweiz noch dabei, anzukommen, die Sprache zu erlernen, in dieser neuen Heimat Fuss zu fassen: Da stand auf einmal diese, wie ich damals gesagt hätte, «huere cooli Frou» vor uns, die Jeans trug und kurze Haare hatte.

In meinen Augen hatte sie etwas Rebellisches; ihr konnte gewiss keiner was vormachen! Sie war selbstbewusst, unverfälscht, einfach sie selbst. Authentisch eben. Eine natürliche Schönheit, die keines Schmuckes bedurfte. Ich bewunderte sie für ihr freies Auftreten, für ihre ehrliche Art und ihre natürliche Wachsamkeit uns Kindern gegenüber – und ich wusste sofort: So wollte ich später auch sein.

Meine Schweizer Lehrer waren resolut

Später in Bern, da war ich zehn, elf Jahre alt, sass ich in der Klasse von Frau de Loriol und Herrn Dällenbach. Sie konnten unterschiedlicher nicht sein, aber in einer Sache waren sie sich einig: Sie

waren auf ihre jeweils eigene Weise resolut, sie förderten uns, indem sie uns immer wieder herausforderten.

Frau de Loriols Eleganz und enigmatische Distanziertheit hatten enorme Wirkung auf mich: Ich wollte ihren Zuspruch, also büffelte ich nach allen Regeln dieser Kunst. Ich wollte wissen, was sie wusste, verstehen, was sie interessierte – sie machte mir Paris schmackhaft und die französische Sprache natürlich!

Und Herr Dällenbach: Er war ebenso streng wie gewitzt, ein gekonnter Geschichtenerzähler, der in der Regel eher trockenen schulischen Stoff auf kreative Weise zu vermitteln wusste. Hinzu kamen seine bodenständige Direktheit und seine blau funkelnden Augen, die uns Mädels mächtig beeindruckten.

Nicht minder beeindruckt hatte mich aber auch Frau Guldener, unsere spätere Klassenlehrerin, eine unbedingte Powerfrau. Sie lieh mir ihre CDs aus, damit ich meinen musikalischen Horizont erweitern konnte, von der Rock-'n'-Roll-Legende Bill Haley bis zu Bruce Springsteen war alles dabei. Vor allem aber war es sie, «ds Guldi», wie wir sie liebevoll nannten, die mir ein Buch in die Hand drückte, das mich prägen sollte wie kaum ein anderes zu jener Zeit: Max Frischs «Stiller». Dass sie krankheitsbedingt von uns gehen musste – es hat mir das Herz gebrochen.

Bildung fürs ganze Leben

Wie sähe das Leben aus heute, wären wir uns nicht über den Weg gelaufen? Wenn ich Herrn Zumstein nicht begegnet wäre, der hauptberuflich Schauspieler war und nebenbei in der Schule Stellvertretungen machte?

Er erlaubte mir, bei Theaterproben dabei zu sein: Weil ich unbedingt wissen wollte, wie das Theater funktioniert. Wenn ich Herrn Frey nicht als Deutschlehrer gehabt hätte, der mich früh mit dem Werk von Ingeborg Bachmann bekannt gemacht hat? Vielleicht sässe ich gar nicht hier und schriebe diese Sätze?

Daher sei diese hundertste Kolumne ihnen gewidmet, meinen hochgeehrten Schweizer Lehrern und Lehrerinnen!

Kaltërina Latifi *ist Essayistin und Literaturwissenschaftlerin.*

Im Alltag überfordert

NZZ, 24. Oktober 2025, Schweiz, Sebastian Briellmann

In der Schweiz können Hunderttausende kaum lesen und rechnen

In der Schweiz lebt fast eine Million Menschen zwischen 16 und 65 Jahren, die mit einfachsten Gegebenheiten des täglichen Lebens überfordert sind. 844 000 Personen, so sagt es das Bundesamt für Statistik (BfS), können kaum lesen, rechnen und Probleme lösen. Das Amt präzisiert mit neuen

Einschätzungen die Resultate einer Studie der OECD, die als «Pisa für Erwachsene» bekannt ist, vom vergangenen Dezember.

Aufgedröselt sind die Zahlen noch höher: 1,67 Millionen haben in mindestens einer dieser drei Kategorien kaum Kompetenzen. Im Lesen schneiden 1,25 Millionen schlecht ab, in Mathematik 1,06 Millionen und im Problemlösen 1,38 Millionen. Was das konkret bedeutet, lässt sich an Beispielen darlegen. Jeder Zehnte versteht etwa folgende Aufforderung nicht: «Bitte bringen Sie Ihr Kind bis 10 Uhr in den Kindergarten.» In der Mathematik scheitern viele an simplen Berechnungen. Ein Beispiel: Wenn für 5 Quadratmeter eine Putzmischung von 20 Kilogramm benötigt wird, wie viel braucht es dann für eine Wand von 5 mal 4 Metern? Die Aufgabe gilt schon als eine von «mittlerer Schwierigkeit» – die Lösung, 80 Kilogramm, bekommt nur noch die Hälfte aller Personen hin.

Etwas beschönigend wird bei den Millionen Menschen, die in mindestens einer Kategorie überfordert sind, von «geringen Kompetenzen» gesprochen. De facto heisst das jedoch, dass diese Personen nicht in der Lage sind, Probleme zu lösen, die mehrere Schritte bis zur Lösung erfordern. Schon gar nicht, wenn sich das Ziel im Prozess ändern sollte. Das ist jedoch Alltag – der also kaum bewältigbar ist. Das hat Auswirkungen auf die Gesellschaft. Die betroffenen Geringqualifizierten sind allgemein weniger zufrieden, haben weniger Vertrauen in die Mitmenschen – und sie engagieren sich seltener in freiwilligen Tätigkeiten. Auch ihre Möglichkeiten zur politischen Mitsprache schätzen sie deutlich weniger hoch ein.

Die Resultate sind auch eine Folge davon, dass die Schweiz ein beliebtes Einwanderungsland ist. Wer in der Schweiz geboren oder aus einem Nachbarland eingewandert ist, weist deutlich bessere Werte auf. 62 Prozent der Gruppe mit geringen Kompetenzen haben keine Landessprache als Hauptsprache – Ausländer, schreibt das Bundesamt für Statistik, sind also «überproportional» vertreten.

Interessant ist auch, dass es das BfS selbst ist, das sich bei den Details erstaunt gibt. Obschon man «erwarten würde», dass der Anteil der Ausländer bei den Geringqualifizierten abnehme, je länger die Personen in der Schweiz lebten, trete das Gegenteil ein. Jene, die bereits vor fünf oder mehr Jahren eingewandert sind, sind übervertreten. Das BfS erklärt sich das damit, dass später Zugewanderte besser ausgebildet und jünger seien.

Ein weiterer Grund dürfte sein, dass die niedrigen Kompetenzen auch mit dem familiären Hintergrund zusammenhängen. Die Eltern von Personen mit geringen Kompetenzen hatten seltener höhere Bildungsabschlüsse, sagt das BfS. Das belegt etwa die Tatsache, dass nur 90 Prozent einen Sekundarstufe-2-Abschluss erreichen. Dieser gilt gemäss Bund als «minimale Voraussetzung für einen erfolgreichen Eintritt in das Erwerbsleben».

Wenn jeder Zehnte grosse Mühe bekundet, einen Job zu finden, ist das ein Problem. Vor allem für Menschen mit geringen Kompetenzen. Sie sind nur zu 71 Prozent erwerbstätig (Gesamtbevölkerung: 83 Prozent). Oft sind sie Geringverdiener. Auch beziehen sie häufiger Sozialleistungen.

Jedes dritte Kind kann nicht richtig Deutsch!

Blick, 27. Oktober 2025, Lucien Fluri

Massive Probleme bei Einschulung • Eine neue Studie zeigt: Im Baselbiet kann jedes dritte Kind anderthalb Jahre vor der Einschulung nicht genügend gut Deutsch. Andernorts ist die Lage ähnlich. Was sagt die oberste Lehrerin dazu? Und sind Deutsch-Bootcamps die Lösung?

Längst nicht alle Kinder können gut genug Deutsch, wenn sie in den Kindergarten kommen. Im Gegenteil: Fast jedes dritte Kind hat Deutsch-Defizite und bräuchte eine Förderung. Das zeigt eine Erhebung der Baselbieter Behörden, durchgeführt eineinhalb Jahre vor Kindergartenbeginn.

Ähnliche Resultate brachte 2024 eine Stadtzürcher Erhebung: Dort hatten 27 Prozent der Kinder einen Förderbedarf. Im ländlicheren Thurgau war es jedes vierte Kind, das anderthalb Jahre vor dem Kindergarteneintritt nicht genügend gut Deutsch konnte.

«Grosse Auswirkungen für Unterricht»

Dagmar Rösler (53) ist oberste Lehrerin der Schweiz. Die Präsidentin des Lehrer-Dachverbandes LCH sagt: Wenn Kinder nicht schon von klein auf lernen, sich auszudrücken und zu kommunizieren, «dann wird es im Schulalltag schwierig, auf etwas aufzubauen».

Im Kindergarten und in der Schule werde sehr viel kommuniziert. «Wenn man sich nicht oder nur sehr ungenügend ausdrücken und verständigen kann, dann hat das für das Wohlbefinden der Kinder als auch für den Unterricht unter Umständen grosse Auswirkungen.»

Chancengleichheit versus Gemeindeautonomie

Klar ist: Kinder, die eine Spielgruppe oder Kinderkrippe besuchen, reden besser Deutsch. Doch gerade die Thurgauer Studie zeigte, dass Kinder mit Förderbedarf seltener eine solche Einrichtung besuchen als Kinder, die von Haus aus Deutsch reden. Gründe können finanzielle Hürden sein – oder dass fremdsprachige Eltern ihren Kindern bewusst zuerst die Familiensprache beibringen wollen.

Eine weitere Hürde: Oft sind die Gemeinden für die frühe Sprachförderung zuständig. Damit wird die Schweiz zum Flickenteppich: Inwieweit es die frühe Sprachförderung gibt und ob die Gemeinden Beiträge zahlen, ist von Ort zu Ort unterschiedlich.

Röstigraben auch bei der Bildung

«Einige Kantone und Gemeinden zeigen einen grossen Einsatz, wieder andere reduzieren das Angebot auf das Minimum», sagt Dagmar Rösler. Sie stellt «deutliche Unterschiede» fest. Rösler nennt etwa die Romandie, in der sich die Politik «viel stärker als in der Deutschschweiz» für eine breit aufgestellte frühkindliche Bildung einsetze.

Als positives Beispiel nennt Rösler auch das Tessin, das einen eigenen Weg geht: Es kombiniert Massnahmen wie Mutter-Kind-Sprachkurse mit Unterstützungsmassnahmen für Familien und Kinder. 70 Prozent der Dreijährigen besuchen die «Scuola d'infanzia». Wer nicht Italienisch spricht, wird dort von speziell ausgebildeten Personen gefördert.

Die Familien seien zentral, damit Kinder Deutsch lernten, sagt Dagmar Rösler. «Deshalb sind Angebote wirksam, die auch die Eltern ansprechen.» Dazu gehören schon Gratis-Bilderbücher. Helfen könnten etwa Familienzentren oder auch Hausbesuchsprogramme. Und Kinder sollten auch in der Erstsprache sicher sein. «Es braucht eine Wertschätzung der Sprachenvielfalt, denn Mehrsprachigkeit ist eine Chance», so Rösler.

Deutsch-Bootcamps als Lösung?

«Wir haben immer mehr Kinder, die kein Deutsch können, wenn sie in den Kindergarten kommen», sagte die Aargauer Bildungsdirektorin Martina Bircher (41) im Sommer beim grossen Schulstart-Interview zu Blick. Zwei Probleme machte die Regierungsrätin aus: Einerseits würden ausländische Eltern oft denken, es reiche, wenn Kinder in der Schule Deutsch lernen.

Andererseits gibt es laut Bircher in einigen Spielgruppen so viele ausländische Kinder, dass das Lernen von Deutsch erschwert ist. Die SVP-Politikerin überlegt sich deshalb Spezialklassen für die Kinder, eine Art Deutsch-Bootcamps. Im Aargau können Kinder auch ein Kindergartenjahr wiederholen.

Die Erhebungen aus den Kantonen zeigen auch, wie sehr die Schweiz zum Einwanderungsland geworden ist. In vielen Haushalten wird mehr als eine Sprache gesprochen. Nur Deutsch sprechen im Baselbiet zu Hause weniger als die Hälfte der Kinder, nämlich 46 Prozent. In Zürich sind es 36 Prozent, im Thurgau 55 Prozent.

Die Mikroprozesse des Lernens sind anspruchsvoll

GBW, Gesellschaft für Bildung und Wissen e.V., 28. Oktober 2025, Carl Bossard

Wenn das Lernen sein Gewicht verliert • Die Bildungsausgaben in der Schweiz steigen, die Lernleistungen sinken. Das erstaunt; gleichzeitig bleibt die Suche nach Gründen oberflächlich und auf der Makroebene. Das eigentliche Problem liegt im Kleinen, in der Mikroebene des Lernens. Hier entscheidet sich, ob die Schule ihren Kernauftrag erfüllt.

«Niveau im Sinkflug»: Schulkinder haben immer mehr Mühe mit Deutsch, überschrieb der Zürcher Tages-Anzeiger einen Beitrag zum Lesevermögen Schweizer Jugendlicher. Und die NZZ meinte im gleichen Zeitraum: «Deutsche Sprache, schwere Sprache – die Rückschritte der Schüler sind gravierend.»[1] Wenig später sprach der Tages-Anzeiger gar davon, dass «Fast die Hälfte der 15-Jährigen in der Schweiz [nur] über eine geringe Lesekompetenz [verfügt]».[2] Das lässt aufhorchen. Dabei verspricht der voluminöse Lehrplan 21 umfassende Kompetenzen – auch im Bereich Deutsch. Und

---

1 in: Tages-Anzeiger, 16.08.2025, S. 5; in: NZZ, 20.08.2025, S. 8.

2 Sandro Benini, Interview über Leseschwäche: «Wir laufen sehenden Auges in ein schweres Problem hinein», in: SonntagsZeitung, 14.09.2025, S. 43f.

zwar für alle. Doch die Realität sieht anders aus. Bekannt ist diese Tatsache seit Langem, doch die Verantwortlichen schauen lieber weg und schweigen. Handeln? Fehlanzeige!

Zwei Grundpfeiler des Lernens: Verstehen und Festigen

Noch nie war so viel von Kompetenzen die Rede wie heute und gleichzeitig so wenig von Lernen. Da ist vom «Integrationsförderndem Unterricht» die Rede, vom Abschaffen der Noten und der Hausaufgaben, gar vom Aufheben der Selektion nach sechs Schuljahren – und natürlich von mehr Ressourcen und Personal, wie es der Schweizer Lehrerverband LCH konstant fordert. Doch kaum jemand spricht von den Lernprozessen. Ein fast vergessenes Wort – und ein grundlegendes zugleich. Was aber bedeutet es?

Einfach gesagt ist Lernen das Integrieren neuer Information in bestehendes Wissen. Dies geschieht durch zwei Hauptprozesse: Verstehen und Festigen. Beim Verstehen bauen wir neues Wissen auf, beim Festigen und Üben behalten und rufen wir es ab. Diese beiden Prozesse bilden die Grundpfeiler jeglichen Lernens.[3]

Unterricht lebt von den Mikroprozessen

Verstehen, Behalten, Erinnern und Anwenden von Wissen und Können sind die bekannten Teilprozesse des Lernens. Entscheidend aber sind jene mentalen Aktivitäten, die innerhalb dieser vier Bausteine und zwischen ihnen ablaufen: die Mikroprozesse des Lernens. Richtig eingesetzt bewirken sie, dass die Informationen aus dem Unterricht gedächtnisgerecht verarbeitet werden.

Die Vielfalt der Mikroprozesse ist immens. Sie ist abhängig von den individuellen Fähigkeiten der Lernenden und der Art, wie die Lehrperson sie im Unterricht mobilisiert, dazu auch von der Komplexität des Lerninhalts. Manche Lehrkräfte – oft in Schnellkursen auf ihre Aufgabe vorbereitet – haben von diesen anspruchsvollen Vorgängen kaum klare Kenntnis. Jeder Unterricht lebt aber von diesen Mikroprozessen.

«Wir sind sehr ruhig, das gefällt mir»

Gut ausgebildete Lehrerinnen und Heilpädagogen haben darum ein waches Bewusstsein für diese feinen Abläufe und ein Sensorium für ihren didaktischen Gebrauch. Sie wissen, wie leicht Störungen und Unterbrüche im Unterricht diese Mikroprozesse beeinträchtigen und die Schulqualität gefährden. Genau das aber geschieht. Die Unruhe in vielen Klassen ist ein bekanntes Problem. Die Zeitschrift «Der Beobachter» sprach gar von einem «Tohuwabohu» in gewissen Unterrichtszimmern,[4] eine Klassenlehrerin vom «Disco-Betrieb». Nicht umsonst sagt der neunjährige Livio der Primarschule Ottenbach-Zürich: «Unsere Klasse ist die perfekte Klasse. Wir sind sehr ruhig, das gefällt mir. Ich wünsche mir allgemein, dass es mehr ruhige Klassen gibt.»[5]

---

3 Vgl. dazu den Beitrag: Gerhard Steiner (2020), Selbstreguliertes Lernen – Voraussetzungen zu seiner Genese, in: Damian Miller & Jürgen Oelkers (Hrsg.), „Selbstgesteuertes Lernen“: Interdisziplinäre Kritik eines suggestiven Konzepts. Mit Nachbemerkungen zum Corona-Lockdown. Basel/Weinheim: Beltz/Juventa, S. 131f.

4 Julia Hofer, Tohuwabohu im Klassenzimmer, in: Beobachter 25/2021, S. 92.

5 «Eltern wollen zu sehr von ihren Kindern geliebt werden» – Interview Barbara Achermann mit Roland Reichenbach, in: Das [Tages-Anzeiger-]Magazin, 25.10.2025, S. 8ff.

Ruhe und Konzentration: Sie erst ermöglichen das fürs Lernen und die Lernprozesse so wichtige Element der Kontinuität. Sie ist nicht irgendein beliebiger Faktor, sondern eine zentrale Voraussetzung dafür, dass Wissen kohärent vernetzt wird. Diese Netzwerke bilden die Basis für Fähigkeiten wie verstehendes Lesen, das Erfassen der Kernaussagen eines Textes, das klare Formulieren eigener Gedanken, das Lösen rechnerischer Aufgaben mit Algorithmen oder das Umsetzen von Anleitungen in konkrete Handlungen. Häufige Unterbrechungen zerstören systematisch die zeitliche wie auch die inhaltliche Kontinuität. Das spiegelt sich deutlich in den sinkenden Lernleistungen wider.

Dysfunktionalität der heutigen Unterrichtsorganisation

Die Schule von heute mit dem integrativen Unterricht erschwert diese Mikroprozesse, ja macht sie nicht selten ineffizient, oft sogar dysfunktional. Warum? Sie muss zu viel auf einmal: Da ist die enorme Heterogenität aktueller Schulklassen mit den ganz unterschiedlichen Lernfähigkeiten der einzelnen Kinder und dem anspruchsvollen Umgang mit kognitiven, sprachlichen und sozial-integrativen Defiziten.

Das führt zur Individualisierung der Lernwege und auch oft zur Separierung der betroffenen Kinder. Unterbrochen wird so die Kontinuität des Lernflusses. Mit anderen Worten: Es fehlt oft am «roten Faden», der sich durch jedes effiziente Lernen zieht. Die separierende heilpädagogische Einzelförderung ist auf kurze, punktuelle und meist isolierte Ziele ausgerichtet.

Es fehlt am gezielten Üben, Üben, Üben

Nachteilig im heutigen Schulsystem wirkt sich vor allem die notorisch niedrige oder gar fehlende Übungsdichte aus; sie ist auf eine lernpsychologisch wenig bewusste Unterrichtsführung zurückzuführen. Diese systemimmanente Dysfunktionalität führt zu zahlreichen diagnostizierten Lernproblemen; durch eine deutlich höhere Übungsdichte liessen sich viele beheben. «Üben» ist zum Fremdwort geworden – mit fatalen Folgen.

Dazu kommt der enorm hohe Personalaufwand der Integrativen Schule: Die Klassenlehrerin wird von einer Heilpädagogin unterstützt, dazu von einer IF-Lehrperson (Integrierte Förderung) oder einer Klassenassistenz; manchmal hilft auch ein Zivildienstler. Doch der Lernerfolg verhält sich nicht proportional zur Anzahl involvierter Personen. Zu viele Köche verderben den Brei, vor allem wenn sie nie richtig kochen gelernt haben.

Wer bezahlt den Preis?

Die Störungen und die damit oft ausgedünnte Lernprozess-Betreuung durch Lehrkräfte haben Konsequenzen: Am deutlichsten bekommen sie diejenigen Schülerinnen und Schüler zu spüren, die mit wenig gezielter Unterstützung durch Lehrer oder Mitschülerinnen höchst erfolgreich sein könnten. Sie bezahlen den Preis, den ihnen die ineffiziente Lernorganisation der Integrativen Schule aufzwingt.

Betroffen sind die zahlreichen Kinder der sogenannten «Bildungsreserven», auch solche mit Migrationshintergrund. Besonders Mädchen spüren die Benachteiligung, wie wir wissen. Heute bleiben bei zu vielen Schülerinnen und Schülern Ressourcen einfach brachliegen. Das gilt auch für viele engagierte Lehrkräfte. Sie können in der aktuellen Schulorganisation ihr pädagogisches Potenzial

gar nicht optimal ausschöpfen. Eine vertane Chance – für die Betroffenen wie für unsere Gesellschaft.

Zurück zum Kern – Vorwärts zum Lernen!

Die wissenschaftlichen Daten sind unmissverständlich: «Niveau im Sinkflug», resümiert der Tages-Anzeiger. Die Lernleistungen dürfen nicht weiter abfallen. Wir brauchen darum eine pädagogische Wende, um eine wirklich gute «Schule für alle» zu schaffen – klug geführt und mit effektiven Lernprozessen. So findet die Schule wieder zu ihrem Kernauftrag, dem bildungswirksamen Lernen für alle.

Sprache ist mehr als nur Kommunizieren

NZZ, 24. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Eliane Perret

Der Schlüssel zur Persönlichkeitsentwicklung ist der Erwerb der Erstsprache. Eine solide Basis darin ist denn auch grundlegend für den Erwerb weiterer Sprachen. Gastkommentar von Eliane Perre

Die in den letzten Jahren durch Pisa und andere Testinstanzen erhobenen Daten zeigen deutlich, dass mit den Deutschkenntnissen unserer Schulabgänger vieles im Argen liegt. Das ist nicht neu, aber wird allmählich nicht mehr schöngeredet. Besonders deutlich wird das Problem mangelnder Deutschkenntnisse heute bei der Lehrlingsausbildung, in den weiterführenden Schulen und an den Universitäten und Hochschulen. Lehrmeister beklagen selten, dass ihre Lehrlinge zu wenig Englisch können, sondern dass es ihnen nebst einer oft problematischen Einstellung zur Arbeit an grundlegenden Kenntnissen in Deutsch (und Mathematik) mangle. Das ist umso bedeutungsvoller, als rund 60 Prozent aller Berufe weder eine zweite Landessprache noch Englisch verlangen, mündliche und schriftliche Deutschkenntnisse hingegen trotz KI zum Berufsalltag der meisten Berufe gehören und Voraussetzung für Weiterbildungen sind.

Der Beginn der Bildung

Seit einiger Zeit ist nun erneut eine Diskussion darüber im Gange, wann und welche Fremdsprache zuerst gelernt werden soll. Vom Bundesrat steht sogar die Drohung im Raum, durch einen Bundesentscheid die kantonale Bildungshoheit zu brechen. Bevor jedoch mit schnellen Entscheiden reagiert wird, muss geklärt sein, warum eigentlich so viele Jugendliche ihre Schulzeit ohne ausreichende Deutschkenntnisse beenden und damit nicht nur schlechte Karten für die Berufsausbildung, sondern auch schlechte Voraussetzungen für den Fremdsprachenerwerb haben. Zu klären wäre ebenso, wieso man immer häufiger bei kleinen Kindern sogenannte Sprachentwicklungsverzögerungen feststellt und sie bereits in jungen Jahren sprachtherapeutische Unterstützung brauchen.

Im Zusammenhang mit dem frühen Fremdsprachenunterricht wird immer wieder darauf hingewiesen, wie leicht Kinder neue Sprachen lernen. Das betrifft jedoch, wie Studien zeigen, nur sehr kleine Kinder mit einem «familiären Sprachbad», das heisst: in deren Familien sauber getrennt zwei

verschiedene Sprachen gesprochen werden. Im Schulunterricht können diese Voraussetzungen nicht geschaffen werden. In den letzten Jahrzehnten haben jedoch verschiedene Untersuchungen gezeigt, wie grundlegend eine solide Basis in der Erstsprache für den Erwerb weiterer Sprachen ist. Wer darin fit ist, hat gute Voraussetzungen für erfolgreiches Lernen, denn in der Schule werden Inhalte meist sprachlich vermittelt und Aufgabenstellungen in Worten formuliert.

Bereits im frühen Alter können Eltern und andere Erziehende entscheidend dazu beitragen, dass ein Kind der Sprache mächtig wird. In den letzten Jahren wurde in verschiedenen Studien untersucht, weshalb die einen Kinder bereits in jungen Jahren wesentlich mehr Wörter kennen als andere. Es hat sich gezeigt, dass nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht entscheidend ist, wie man lange Zeit vermutete, sondern dass eine sichere Bindung des Kindes zu seinen Beziehungspersonen die wichtigste Grundlage für eine gelingende Sprachentwicklung ist.

Sprache wird im sozialen Miteinander gelernt. Wichtig ist deshalb, ob in einer Familie mit Freude, genügend und differenziert miteinander gesprochen wird. Dann lernen die Kinder nicht nur Grammatik, sondern auch zu denken. Hier wäre dringend über den Einfluss digitaler Medien nachzudenken, die heute bereits im frühen Alter den Alltag vieler Kinder bestimmen.

Ein kleines Kind lernt seine Sprache nicht einfach, indem es seine Umgebung nachahmt, sondern es erhält bereits in den ersten Lebensmonaten über das Hören der Sprache seiner Beziehungspersonen grundlegende Informationen über den Aufbau seiner Erstsprache und erfasst in einem unbewussten Lernprozess ohne gezielte Anleitung deren Strukturen. Die erste «Gesprächspartnerin» eines Kindes ist in den meisten Fällen die Mutter. Sie nimmt den Dialog mit dem Kind auf, hält ihn vorerst alleine aufrecht und schafft damit eine erste gemeinsame Erfahrungswelt. Es geht nicht in erster Linie darum, dem Kind die Sprache beizubringen, sondern es ist der zwischenmenschliche Bezug, der den Spracherwerb möglich macht – was niemals durch Medien ersetzt werden kann. Unter diesen Bedingungen erwirbt ein Kind in seinem ersten Lebensjahr zum Beispiel die Fähigkeit, Regelmässigkeiten aus den gehörten Lauten herauszufiltern und in seinem Sprachgedächtnis abzuspeichern, mit den Sprechwerkzeugen mögliche Laute auszuprobieren und Beziehungen zwischen Wörtern und der Gegenstandswelt aufzubauen.

Das ist umso erstaunlicher, als es zu vergleichbaren Aufgaben in anderen Bereichen des Denkens in diesem Alter noch nicht in der Lage ist. Wenn es etwa 50 Wörter spricht, setzt im dritten Lebensjahr ein richtiggehender Wortschatzspurt ein. Das Kind erweitert seinen Wortschatz um bis zu zehn Wörter pro Tag. Mit drei Jahren verfügt es über einen Mitteilungswortschatz von 800 bis 1000 Wörtern, und im vierten Lebensjahr steht die weitere Entwicklung der Grammatik im Vordergrund.

Damit haben die meisten Kinder die nötigen sprachlichen Komponenten erworben, die sie brauchen. Sie beherrschen nun die Satzmuster ihrer Erstsprache, auch wenn damit die Sprachentwicklung noch nicht abgeschlossen ist. Doch setzt nun ein zunehmend bewusster Lernprozess ein. Die Sprache wird in allen Facetten differenzierter und reichhaltiger, bis ein junger Mensch mit 16 Jahren über einen Grundwortschatz von ungefähr 60 000 Wörtern verfügt. Bei vielen Kindern und Jugendlichen verläuft die Entwicklung jedoch nicht mehr so, das zeigen die Resultate der verschiedenen Erhebungen.

Gefühlsmässiges Zuhause

Der Erwerb der Erstsprache ist für die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes wichtig. Sie ist mehr als einfach eine Sprache, denn sie ist gebunden an die Beziehung zu einem oder mehreren Menschen, die dem Kind ein gefühlsmässiges Zuhause geben sollten. Sie in ihren ganzen Feinheiten zu beherrschen, bedeutet deshalb mehr, als sie einfach in ihrer kommunikativen Funktion wahrzunehmen, sondern sie ist Teil der Persönlichkeitsgeschichte des Sprechenden. Sie bedarf einer besonderen Pflege und muss daher im Bildungsprozess von Kindern eine hervorragende Bedeutung haben.

Erschwerend für viele Kinder kommt dazu, dass Deutsch nicht ihre Erstsprache ist und sie auch ihre eigene Erstsprache nur schlecht beherrschen. Dennoch wurden Frühenglisch und Frühfranzösisch mit riesigem finanziellem Aufwand flächendeckend eingeführt. Dieses Vorgehen vernachlässigte die wichtige Bedeutung der Erstsprache als Fundament beim Erlernen einer Fremdsprache – eine Fehlüberlegung, die heute korrigiert werden muss.

Eliane Perret *ist Psychologin und Heilpädagogin.*

«Sprache ist mehr als nur Kommunizieren»

NZZ, 31. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Eliane Perret ist voll und ganz zuzustimmen (NZZ 24. 10. 25). Dass die frühkindliche Phase vom ersten Tag an für die Entwicklung der individuellen Sprach- und Sozialkompetenz entscheidend ist, ist längst erwiesen.

Dies gilt auch rein quantitativ: Je mehr mit dem Kleinkind und um es herum gesprochen wird, desto besser. Die Ansicht aber, dass dies «vorerst alleine» die Mutter leisten soll, verrät ein durch das Hier und Jetzt verzerrtes Bild. Fast während der ganzen Menschheitsgeschichte waren dafür mindestens so sehr die älteren Geschwister, oft auch andere Verwandte oder Angestellte zuständig. Welch grossartige Bereicherung für das Kind und welche Entlastung für die Mutter.

Rudolf Wachter, Davos Monstein

Fremdsprachen in der Primarschule

NZZ, 17. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Die Kantone Zürich und St. Gallen haben sich für die Verschiebung des Französischunterrichts auf die Oberstufe ausgesprochen (NZZ 11. 10. 25). Erfahrungsgemäss und wissenschaftlich spricht alles gegen den frühen Fremdsprachenunterricht in der Primarschule, wie er heute stattfindet. Das sogenannte «Sprachbad», nach dem die Kinder in die Sprache eintauchen sollen, funktioniert mit

drei bis vier Wochenlektionen nicht. Auch das hauptsächlich spielerische Lernen ohne Regeln und ohne Einprägung der Wortschreibweise bringt kaum nachhaltige Erfolge. Der Fremdsprachenunterricht in der Oberstufe erzielt erwiesenermassen die besseren Resultate, da erst die älteren Kinder die entwicklungsbedingten Voraussetzungen mitbringen.

Der Versuch, bereits in der Primarschule zwei Fremdsprachen in den Stundenplan aufzunehmen, kann mit Fug und Recht als gescheitert betrachtet werden. Das Schwergewicht sollte in den ersten vier Schuljahren auf die Grundlagen Lesen, Schreiben und Rechnen gelegt werden. Die deutsche Sprache im mündlichen und schriftlichen Ausdruck sicher zu beherrschen, muss das Ziel sein.

Als erfahrene Primarlehrerin bin ich persönlich eher für eine Verlegung des Englischunterrichts auf die Oberstufe. Meiner Meinung nach könnte der Französischunterricht ab der fünften Klasse beibehalten werden und mit Heimatkunde und Kultur verbunden werden. Dem Entscheid des Kantonsrats kann ich insofern folgen, als in der Primarschule nur noch eine Fremdsprache unterrichtet werden soll. Dies zum Wohle und zum Lernerfolg der Primarschulkinder.

Elsbeth Richter, Wil (SG)

Wenn die Welschen nun gekränkt sind, wie es in diesem Bericht heisst, so ist das ausserordentlich zu bedauern und ein totales Missverständnis. Der Beschluss des Zürcher Kantonsrats, den Beginn mit Französisch auf die Oberstufe zu verlegen, entspringt keineswegs irgendwelchen negativen Gefühlen gegenüber der Romandie. Es war vielmehr die Notbremse, weil bisherige Erfahrungen gezeigt haben, dass zwei Fremdsprachen bereits in der fünften Klasse eindeutig zu viel sind und die Kinder überfordern.

Der Bieler Lehrer Alain Pichard sagt das, was auch für andere Landesgegenden gilt. Erstens weckt man auf diese Art weder Lust auf die französische Sprache noch Interesse an den welschen Kantonen, und zweitens werden die Leistungen in Deutsch laufend schlechter, weshalb das ganze Konzept hinterfragt werden muss.

Schlecht wäre der Erlass einer Bundeslösung über alle Köpfe hinweg. Damit wäre unserem französischsprachigen Landesteil so wenig gedient wie mit dem heutigen Zustand. Und direkt amüsant bei der ganzen Sache ist schliesslich doch, dass Kantone, die bis jetzt bei den Frühfremdsprachen überhaupt nicht mitmachten, ganz gut gefahren sind.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Unsere Knaben an unseren Schulen

NZZ, 20. Oktober 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief

Mit den pädagogischen Hochschulen geht Allan Guggenbühl hart ins Gericht («Die Schule wird für Ideologien missbraucht», NZZ 13. 10. 25) – und das völlig zu Recht. Das Dogma des selbsttätigen Lernens im Klassenzimmer benachteiligt vor allem die Buben; die effektiven Möglichkeiten und

Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen drohen vor lauter ideologisch verbrämten Tendenzen vergessenzugehen.

Die Forderungen des bekannten Kinderpsychologen mit eigener Praxiserfahrung sind denn auch ebenso klar wie überzeugend. So betont er, dass für die Lehrerausbildung dringend Praktiker vonnöten sind, denn Pädagogen an der Front sehen sich mit unzähligen Herausforderungen konfrontiert.

Konkret weist Guggenbühl auf die permanente Chaosabwehr bezüglich der Lernenden hin. Nur starke Lehrerpersönlichkeiten mit einem vernünftigen Mass an gesunder Autorität vermögen diese komplexen Problemstellungen zu bewältigen. Aufhorchen lässt Guggenbühls Aussage, dass auch zu viele Erwachsene im Klassenzimmer Probleme schaffen. Die Gemeinschaft der Kinder leidet darunter. Oder anders gesagt: Zu viele Köche verderben auch in der Schule den Brei.

Max Knöpfel, Pfäffikon (ZH)

Die Argumente von Allan Guggenbühl sind bei oberflächlicher Betrachtung plausibel und stimmig. Allein, es fehlen gänzlich zwei elementare Aspekte.

Erstens: Es wird überhaupt nicht thematisiert, dass Mädchen gegenüber Jungen einen relevanten Entwicklungsvorsprung haben, der bis etwa zum 17. Lebensjahr reicht und neben der körperlichen Entwicklung auch die kognitive Leistungsfähigkeit umfasst.

Dies ist bezüglich der Schule nicht nur unfair, es führt auch dazu, dass Mädchen mehr emotionale Zuwendung und positive Verstärkung bekommen als Jungen. Denn Lehrkräfte wollen selbst auch erfolgreich sein und definieren sich über die Leistungsfähigkeit «ihrer» Schüler.

Zweitens: Das Kernproblem an Schulen ist – ähnlich wie in der gesamten Gesellschaft – nicht zentral der «ideologische Missbrauch», sondern die Diskrepanz zwischen durchaus richtigen Verhaltensweisen und Werten und einer «Realität», die dies nicht honoriert. Dies führt psychologisch zu einem gerade für junge Menschen belastenden «double bind». Böse ausgedrückt könnte man auch sagen: «Am Ende ist der Anständige der Dumme.»

Sensible – aber genauso leistungsfähige – Menschen können daran zerbrechen. Darin liegt wohl auch ein Grund für die bedenkliche Zunahme von Depressionen und Angststörungen schon bei Kindern und Jugendlichen.

Otto Dwaliawili, Pädagoge und Psychagoge, D-Augsburg

«The Apprentice» – live in Salt Lake City

NZZ, 20. Oktober 2025, Wirtschaft, Chanchal Biswas

Ohne qualifizierte Fachkräfte einen Zug zu bauen, ist unmöglich. Also versucht Peter Spuhler mit Stadler Rail in den USA die Schweizer Berufslehre zu etablieren. Ein Projekt mit Hindernissen, wie ein Werkstattbesuch zeigt

Als Elena sieht, dass der Chef persönlich mit auf der Führung durch die Fabrikhallen ist, hat sie – 19 Jahre alt, Lehrtochter bei Stadler Rail in Salt Lake City – keine Zeit mehr für Fragen und Antworten. Sie hechtet den USA-Chef Martin Ritter an und legt ihm nahe, dass sie perfekt wäre für das firmeninterne Austauschprogramm. Sie würde sehr gerne in der Schweiz arbeiten.

Ob Elena eine Vorstellung davon hat, dass die Welt in Bussnang, wo der Patron Peter Spuhler aus einem kleinen Zugbauer einen Weltkonzern geschaffen hat, eine andere ist als in Salt Lake City? Dass man im Thurgau, anders als in ihrer Heimat Utah, nicht meilenweit mit dem SUV durch eine ausufernde Stadt gondelt, sondern zu Fuss zum Lehrbetrieb und mit dem öV zur Berufsschule kommt?

Unterstützt vom Arbeitgeber

Elena ist im dritten Lehrjahr. Sie arbeitet bei Stadler in der Elektromontage, produziert Panels für verschiedene Zugtypen und hilft heute ihrem Vorarbeiter beim Testen der Geräte. «Für mich sind Panels lebendige Dinge, ich liebe die Detailarbeit, und ich mag die Leute im Team», sagt Elena. Sie kommt «aus dem Westen» von Salt Lake City. Das ist ein Euphemismus für «ärmere Gegend mit benachteiligter Bevölkerung». Viele der Mitschülerinnen und Mitschüler, die mit Elena auf der West Highschool waren, sind auf der Suche nach Jobs. Oder nach einem besseren Job.

Auch Elena hat bei McDonald's gearbeitet, bevor sie sich bei Stadler bewarb. Als sie hörte, dass sie dort einen bezahlten Job habe und parallel dazu im Community College auf Kosten des Arbeitgebers ausgebildet werde, war ihr Entscheid schnell gefällt. Wie hat sie ihren Eltern beigebracht, dass sie eine Lehre machen wolle, zum «apprentice» werde? «Meine Mutter hat nur gefragt, ob der Job bezahlt sei.» Das war's dann auch schon.

Wer in den USA nach der Sekundarschule nicht an die Universität geht, bleibt oft auf dem Highschool-Abschluss sitzen. Die jungen Erwachsenen beginnen irgendwo zu arbeiten, auf dem Bau, im Detailhandel, im Gastrobereich, und machen keine weitere Ausbildung. «Non-Education wäre wohl für die meisten unserer Lehrlinge die Alternative gewesen», sagt der Stadler-USA-Chef Martin Ritter.

Anders in der Schweiz. Dort macht das Gros der Jugendlichen einen weiteren Abschluss. Dafür sorgt das duale Bildungssystem mit Berufslehre und Hochschule, das fest in der Gesellschaft und im Selbstbewusstsein des Landes verankert ist. Es schliesst niemanden aus, ist durchlässig, und bringt – Lehre sei Dank – Fachkräfte hervor, die auch wirklich etwas können. Es ist ein Erfolgsmodell, das die Schweiz, wann immer sie mit dem Rest der Welt etwas verhandeln muss, in die Waagschale wirft.

Ob beim Migrationsabkommen mit den Maghreb-Staaten oder bei den Verhandlungen mit der EU: Mit der Berufslehre glauben die Eidgenossen einen Trumpf in der Hand zu haben. Auch im Handelsstreit mit den USA soll er stechen. Schliesslich hat Präsident Donald Trump nicht weniger als ein goldenes Zeitalter für die amerikanische Industrie ausgerufen. Und dafür braucht es gut ausgebildete Fachkräfte.

Bei null gestartet

Denis Cerrone weiss ziemlich genau, wie es um die Fertigkeiten und die Motivation des durchschnittlichen amerikanischen Arbeiters steht. Er war zusammen mit Martin Ritter Teil einer kleinen Schweizer Einsatztruppe, die Peter Spuhler 2016 nach Salt Lake City geschickt hatte. Sie sollten in den USA den ersten Grossauftrag, den Stadler Rail dort an Land gezogen hatte, abarbeiten: acht Züge des Typs Flirt für das texanische Bahnunternehmen Fort Worth Transportation Authority.

«Bloss hatte noch nie jemand im ganzen Gliedstaat Utah einen Zug gebaut, auch von unseren amerikanischen Mitarbeitern hatte niemand Erfahrung», sagt Cerrone, der heute in Salt Lake City die Produktionsabteilung mit 40 Leuten leitet. Es gab noch nicht einmal die passenden Schrauben oder Werkzeuge, alles musste aus Europa herbeigeschafft werden. Noch schwieriger gestaltete sich die Suche nach Fachkräften; «da sind wir recht auf die Welt gekommen», sagt Cerrone.

Es hätten sich beispielsweise Leute als Elektromonteure beworben, deren einzige Berufserfahrung darin bestand, schon einmal eine Lampe angeschlossen zu haben. Die Kabel in die Züge zogen Leute ein, die vorher bei einem Drive-in gearbeitet hatten. Motivation und Loyalität – sie sind ein Schlüsselfaktor in Peter Spuhlers Konzern – waren an einem kleinen Ort, von Berufsstolz gar nicht zu sprechen. «Wer keine formale Ausbildung hat, hat auch oft Probleme mit organisatorischen Dingen und auch damit, sich selbst zu organisieren», sagt Cerrone. In der Schweiz war man anderes gewohnt, gerade von Lehrlingen.

Lebensverändernde Erfahrung

Carlos, 19 Jahre alt, verdrahtet in der Montageabteilung die Sensoren an einem Drehgestell eines Waggons. Diese messen Geschwindigkeit und Temperatur, kommen an die Ecken des Drehgestells zu liegen und werden in der Mitte verdrahtet. Carlos muss teilweise von unten her an das Drehgestell heran. «Man muss den Kopf recht beieinanderhaben, um die technische Zeichnung richtig umzusetzen.» Räumliches Vorstellungsvermögen helfe auch.

Carlos ist über seinen Bruder, der im Werk arbeitet, auf Stadler gestossen. Er hat vorher auf dem Bau Parkett und Teppiche gelegt. Da finde null Ausbildung statt, es werde einfach gearbeitet. «Die Lehre hat mein Leben verändert», erklärt Carlos. Seine Zukunft werde besser, mit dem Abschluss, mit der Berufserfahrung. In fünf Jahren möchte er ein Bachelor-Diplom als Ingenieur machen. «Mit der Hilfe von Stadler werde ich das auch schaffen», sagt Carlos.

So optimistisch können eigentlich nur Amerikaner klingen. Man hat in Salt Lake City denn auch das Gefühl, dass man sich in einem Stück Bussnang bewege, das in die USA verpflanzt worden ist. Das war am Anfang tatsächlich so, 2016 waren nur Schweizer hier. Und auch heute hört man in den Gängen immer wieder Schweizerdeutsch. «In Bussnang ist die Effizienz zwar immer noch höher, aber inzwischen ist der Ausbildungsstand unserer Kolleginnen und Kollegen hier viel besser», sagt der USA-Chef Martin Ritter. Er erklärt es anhand des Drehgestells, an dem Carlos arbeitet. An dieser Station darf man keine Fehler machen, bei der Montage nicht und auch beim Testen nicht. Jeder Fehler schlage sich sofort in der Fahrqualität nieder, aber auch in der Lebensdauer der Drehgestelle.

In den letzten Jahren habe man zwei, drei Rückschläge hinnehmen müssen. «Wir hatten das Gefühl, ein gutes Team zu haben mit den richtigen Mitarbeitern», erklärt der USA-Chef weiter, «dann stellten wir beispielsweise fest, dass Prozesse nicht eingehalten wurden, Abkürzungen genommen wurden. Gerade deshalb investieren wir gezielt in die Lehrlingsausbildung. Ziel ist nicht nur die fachliche Qualität zu steigern, sondern auch die Loyalität gegenüber Stadler zu fördern.»

Die Schweiz als Versprechen

Wenn die Amerikaner einen Schweizer Zug bestellen, kaufen sie auch ein Versprechen. Es fallen Begriffe wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Qualität. Dieser Anspruch kollidiert mitunter mit dem, was amerikanische Arbeiter im Alltag liefern. In Bussnang bekommen Mitarbeiter eingebleut, dass die Verantwortung für die Qualität der Züge bei jeder und jedem

Einzelnen liegt. «In der amerikanischen Kultur dagegen ist die Haltung eher: ‹Aber dafür haben wir doch die Qualitätsabteilung›», sagt Ritter.

Für Ritter – er hat Landwirt gelernt, danach an der Universität St. Gallen studiert und ist heute Geschäftsleitungsmitglied bei Stadler Rail – stand denn auch von Anfang an fest, dass man auch in Salt Lake City ein Lehrlingswesen aufziehen würde. Nach dem Motto: Wenn man keine Fachkräfte findet, dann bildet man sie halt selber aus.

Das ist einfacher gesagt als getan. Roman Müller, 25 Jahre alt, der eine Lehre als Automatiker absolviert hatte – bei Stadler natürlich –, hat 2022 die Leitung der Lehrlingsausbildung in Salt Lake City übernommen. Aus Bussnang eingeflogen, hat er nicht viel angetroffen. Vorher waren ausschliesslich Amerikaner für die Ausbildung zuständig. Das heisst im Wesentlichen, dass einer, der alles bei Stadler on the job gelernt hat, einem Jüngeren alles on the job beibringt.

Mehr...

Veranstaltungshinweis

Adipositas-Epidemie bei Kindern – unvermeidlich oder verhinderbar?

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mi. 12. November 2025, 18:30

Adipositas-Epidemie bei Kindern – unvermeidlich oder verhinderbar?

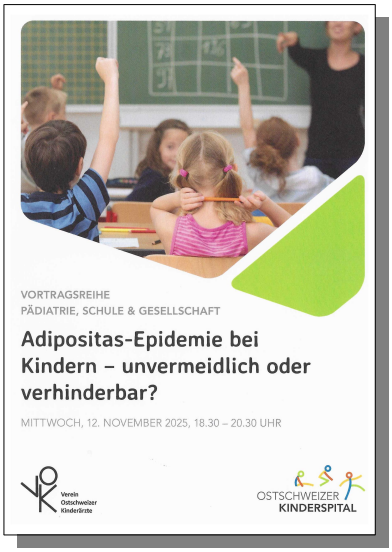
Referenten: Prof. Dr. med. Susi Kriemler (EBPI, Universität Zürich)
PD Dr. med. Burkhard Rodeck (Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft für Kinder und Jugendmedizin)

Einführung Dr. med. Dunja Wiegand (Leitende Ärztin Adoleszentenmedizin am OKS)

Datum: Mittwoch, 12. November 2025

Zeit: 18.30 – 20.30 Uhr

Ort: OST – Ostschweizer Fachhochschule
Rosenbergstrasse 59
(beim Bahnhof)
9000 St. Gallen
grosser Plenarsaal, Parterre



Mehr..